

Clemency Burton-Hill

Ein Jahr voller Wunder

Klassische Musik für jeden Tag

Aus dem Englischen von
Barbara Neeb, Ulrike Schimming und
Katharina Schmidt

Diogenes

Titel der 2017 bei Headline Home / Headline Publishing Group, London,
erschienenen Originalausgabe:

›Year of Wonder: Classical Music for Every Day‹

Copyright © 2017 by Clemency Burton-Hill

Covermotiv: Design by Headline Publishing Group

Copyright © Headline Publishing Group

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns dies nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

**Playlist und mehr auf
diogenes.ch/einjahrwunder**

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2019

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

50/20/44/3

ISBN 978 3 257 07089 7

Für James, in Liebe

Inhalt

Einleitung

9

Januar 17 · Februar 51 · März 83

April 117 · Mai 149 · Juni 183

Juli 215 · August 249 · September 283

Oktober 315 · November 349 · Dezember 381

Danksagung

415

Anmerkungen

419

Register

439

Einleitung

Wir Menschen sind eine Spezies, die Musik macht – das sind wir immer gewesen und werden es auch immer sein. Durch die Musik können wir erkunden, ausdrücken und vermitteln, was es heißt, Mensch zu sein. Das ist eine unserer größten Gaben. Wir sind aber auch eine Spezies, die sich mittels Musik austauscht: Seit Anbeginn der Zeit haben Menschen mit ihrer Hilfe kommuniziert und eine Verbindung zueinander aufgebaut.

Seit meiner Kindheit gehört die klassische Musik zu meinem Leben, und auch als Erwachsene habe ich das große Glück, sie durch meinen Beruf mit anderen teilen zu können. Als Moderatorin der *Breakfast*-Sendung auf BBC Radio 3 erfahre ich durch die Rückmeldungen unserer Hörer, wie sehr die Musik unseres Senders ihren Alltag bereichert. Begeisterte Reaktionen wie »Wow, dieses Musikstück hat mir den Tag verschönert« versetzen auch mich in Hochstimmung. Aber andersherum funktioniert es genauso: Ich bin jedes Mal unglaublich dankbar, wenn ein Zuhörer mir ein wunderschönes Stück empfiehlt, das ich noch nie gehört habe. (Wobei sich zu meiner Freude oft eine leichte Empörung darüber gesellt, dass ich so lange ohne dieses Stück gelebt habe; etwa so, als ob man seinen besten Freund erst ganz spät im Leben kennenlernt.) Diese Form des kulturellen Austausches reicht Jahrtausende zurück: Als Menschen haben wir uns weiterentwickelt, indem wir uns jeden Abend um das Lagerfeuer versammelt, Lieder gesungen und Geschichten erzählt haben – beziehungsweise Geschichten durch das Singen von Liedern erzählt haben. So haben es unsere Vorfahren gehalten, es war ihre Art, die Welt und einander zu begreifen. Und das eigene Dasein zu verstehen.

Dieser Drang bestimmt unsere Existenz noch immer. Doch unser modernes Leben ist extrem zerfasert und durchgetaktet. Die meisten von uns fühlen sich wahrscheinlich tatsächlich Jahrtausende von jener täglichen Jam-Session am Lagerfeuer entfernt. Wer kann sich schon den Luxus erlauben, jeden Tag eine Pause einzuschieben, um einfach nur

Musik zu hören? Was ist mit all den Bergen schmutziger Wäsche, den vielen unbeantworteten E-Mails, der Spülmaschine, die ausgeräumt werden muss? Musikhören? Ernsthaft? Vielleicht brauchen wir aber gerade in Zeiten wie diesen mehr denn je einen Raum zum Innehalten, Nachdenken und Reflektieren, um mit uns selbst eins zu werden und einfach nur zu *sein*.

So soll es in diesem Buch auch darum gehen, was passiert, wenn wir uns öffnen und solche Musik in unser Leben lassen. Die wissenschaftliche Forschung zeigt immer deutlicher, dass regelmäßige Selbstfürsorge (bitte legen Sie das Buch jetzt nicht weg!) unserer psychischen Gesundheit und unserem spirituellen Wohlbefinden guttut. Ich persönlich habe es leider nie geschafft, regelmäßig zu meditieren oder Yoga zu machen, doch ich höre immer wieder, wie andere von solch täglichen Ritualen schwärmen, und erkenne, dass sie genau den Effekt beschreiben, der meiner Meinung nach auch Musik auf uns haben kann.

Musik kann ein äußerst wirksames Stärkungsmittel für den Geist sein, das unerklärlicherweise, aber unbestritten einen Tag oder eine Nacht besser machen kann. Die tägliche Dosis Musik kann eine Form akustischer Seelenpflege sein.

»Tägliche Dosis«, »Selbstfürsorge« ... Eigentlich mag ich den Zwang und die Verpflichtung nicht, die in solchen Worten mitschwingen. Ich glaube nicht, dass wir allein deswegen etwas Bestimmtes hören »müssen«, weil jemand anderes uns gesagt hat, dass wir das »sollen«. Wir leben in Zeiten, wo klassische Musik einerseits immer weiter aus dem Mainstream verdrängt wird, andererseits unterschwellig die Meinung vorherrscht, dass wir sie hören »sollten«, weil sie uns irgendwie intelligenter, gebildeter und zivilisierter werden lässt. Das hilft jedoch überhaupt nicht weiter. Genauso wenig wie die Behauptung, klassische Musik sei anderen Arten von Musik »überlegen« – das ist schlicht falsch. Auch die Überzeugung, dass sie das Privileg von Menschen mit einem gewissen sozialen und kulturellen Hintergrund oder einer bestimmten Hautfarbe bleiben sollte, ist nichts anderes als Ausgrenzung in ihrer abstoßendsten Form. Zwischen all diesen widersprüchlichen Botschaften, die mit noch größeren Problemen wie der Spaltung der Gesellschaft, der Bildungspolitik und der sich im Umbruch befindlichen Medienlandschaft einhergehen, haben wir den eigentlichen Kern der Sache fast vergessen: die Musik selbst. Musik ist voller Dinge, die uns überwältigen,

rühren, anspornen oder beruhigen können. Musik bringt die Menschen zum Weinen, Nachdenken, Lachen oder Staunen. Musik kann uns etwas lehren und bewirken, dass wir Dinge in Frage stellen. Heutzutage ist klassische Musik für so viele von uns in großen Mengen verfügbar und dies, erstmalig in der Weltgeschichte, nicht mehr als einen Mausklick entfernt. Und doch findet nur eine Handvoll Eingeweihter zu ihr.

In diesem Buch geht es also nicht darum, dass irgendeine junge weiße Frau mit einem feinen Namen Ihnen vorschreiben will, dass Sie jeden Tag klassische Musik hören »sollen«, damit Sie besser, klüger oder etwa distinguiert werden. Es muss Ihnen überhaupt nicht peinlich sein, wenn Sie von einigen der Komponisten oder deren Musik noch nie gehört haben – wieso auch? Sie sollen sich davon auch nicht von Ihrer täglichen Fernsehserie (oder was Ihnen sonst am Herzen liegt) abhalten lassen. Bleiben Sie so, wie Sie sind – wieso sollte Ihr bunter Kulturmix nicht auch mit klassischer Musik bereichert werden? Das funktioniert wunderbar.

Ich möchte nämlich all diejenigen auffordern mitzufeiern, die meinen, dass die Welt der klassischen Musik eine exklusive Party ist, zu der sie nie eingeladen wurden. Ich möchte diese riesige Truhe voller musikalischer Schätze für alle öffnen und schlage mit diesem Buch vor, an jedem Tag des Jahres ein klassisches Stück zu hören. Dieses stelle ich in einen Kontext, erzähle etwas zum Leben des Komponisten zusammen mit anderen Geschichten, die in diesem Zusammenhang noch interessant sein könnten. Vor allem aber möchte ich daran erinnern, dass jedes Stück von einem *Menschen* geschaffen wurde, jemandem, den Ähnliches beschäftigte wie Sie und mich, der dies ausdrücken wollte und dafür diese eine bestimmte Notenfolge gewählt hat. Dabei sollte man immer bedenken, dass Musik nicht in einem Vakuum existiert: Sie benötigt Zuhörer, ein Publikum, Augen- und Ohrenzeugen, um zum Leben zu erwachen, um gehört und gefühlt zu werden. *Die Musik braucht Sie!*

Klassische Komponisten unterscheiden sich in nichts von anderen Musikschaffenden oder kreativen Künstlern: Sie versuchen auf ihre Art, Gedanken und Gefühle zu Papier zu bringen – und so andere Menschen zum Nachdenken und Mitfühlen anzuregen. Es ist eine Form von menschlicher Kommunikation, die mit all den schwarzen Noten auf einer Seite erst einmal kompliziert aussieht, sich aber letzten Endes als etwas ganz Schlichtes herausstellt. Niemand nimmt sich vor, etwas

zu komponieren, das unverständlich oder unzugänglich ist, niemand schreibt Musik in der Absicht, dass diese nicht veröffentlicht wird, oder in der Hoffnung, dass sie nur einem winzigen Kreis von Experten vorbehalten bleibt. Die Daseinsberechtigung von Musik besteht gerade darin, zum Leben erweckt, erlebt und gehört zu werden. Die Komponisten wollen mit Ihnen ins Gespräch kommen. Und ganz gleich, wie Sie darauf reagieren oder was Sie dabei empfinden – alles ist richtig, unabhängig davon, ob Sie je Klavierunterricht gehabt haben oder etwas mit Begriffen wie »portamento« und »obligato« anfangen können.

Vielleicht inspiriert dieses Buch einige Leser, Zuhörer und Experten, sich weiter mit der Materie zu beschäftigen und mehr über ein Werk, einen Komponisten, einen Stil oder eine Technik zu erfahren. Man kann dabei nichts falsch machen. Sie sind ein Mensch? Sie haben Ohren? Dann sind Sie hier genau richtig.

Denn diese Musik ist für *Sie* da. Selbst wenn manche sie als exklusives Vergnügen für eine kleine Minderheit bewahren wollen und sie daher oft hinter angeblich unüberwindbaren Hindernissen verbergen. *Sie* sollen sich mit der klassischen Musik auseinandersetzen und sie auf *Ihre* Weise erfahren – genau so, wie Sie es mit jeder anderen Musikrichtung machen würden.

Musik verbindet Kulturen und überwindet Grenzen, sie braucht keine Übersetzung, um verstanden zu werden, denn sie ist die universellste Sprache der Welt. Wann immer ich mit Musikern aus dem Nahen Osten, Afrika, Asien, Lateinamerika und Europa zusammengearbeitet habe, konnte ich nur staunen, wie die Musik die unterschiedlichsten Menschen vereint hat. Genauso, wie Menschen überall Menschen sind und aus den gleichen Grundstoffen bestehen, wird jede Art von Musik aus der gleichen musikalischen DNA geschaffen, aus den gleichen klanglichen Bausteinen, diesen herrlichen Luftschwingungen, die in milliardenfacher Weise zusammengefügt werden, um mal zu einer Bach-Kantate, mal zu einem Beyoncé-Hit zu werden.

Deswegen sind auch Etiketten für Musik so wenig hilfreich. »Popmusik« ist einfach Musik, die viele Leute mögen. Warum sollte die »klassische Musik« nicht ebenfalls in diese Kategorie gehören?

Ein Jahr voller Wunder beruht auf Ideen und Lieblingsstücken, die sich über Jahre hinweg in mir angesammelt haben. Ein Buch wurde daraus schließlich nur, weil ich von unzähligen Freunden, Verwandten und sogar völlig Fremden, teils recht schüchtern, gefragt wurde, ob ich ihnen nicht eine Playlist mit klassischer Musik zusammenstellen könnte. Manche hatten ein spezielles Anliegen: Musik, zu der sie lernen oder arbeiten können; Musik, die Babys beruhigt oder zum Einschlafen bringt; Musik, mit der die Eltern der neuen Partnerin, des neuen Partners beeindruckt werden könnten; Musik, zu der man gut trainieren, abschalten, gärtnern, pendeln oder mit der man eine Dinnerparty schmeißen kann. Der Betreiber vom Café um die Ecke bat mich, für ihn einen klassischen Soundtrack für die Schicht am späten Nachmittag zusammenzustellen. Meine Teenager-Nichte suchte etwas, was ihr durch die Examensvorbereitung helfen würde. Und so weiter. Meist kam von diesen Playlist-Jägern noch ein Satz wie: »Ich hab da mal was im Fernsehen/Kino/Radio/Internet/in einer Werbung gehört, das war bestimmt was Klassisches, und ich fand es toll. Ich verstehe nichts von klassischer Musik und würde gern mehr hören, aber *ich habe keine Ahnung, wo ich anfangen soll ...*«

Ich freue mich über alle Menschen, die mehr hören wollen, aber die Frage nach dem »Wo-soll-man-anfangen« ist ein echtes Dilemma. Die moderne Technik hat die Musikwelt so zugänglich wie noch nie gemacht: Was für die meisten von uns, zumindest in den technologisierten Gesellschaften, nur einen Mausklick entfernt ist, wäre für unsere Vorfahren unvorstellbar gewesen. Denn die längste Zeit der Geschichte konnte man Musik nur dann erleben, wenn sie irgendwo live aufgeführt wurde und man sich höchstpersönlich dorthin begab. Wie Sie später im Buch noch lesen werden, konnte das auch einen Fußmarsch von 400 Kilometern über verschneite Berge bedeuten. (Hut ab, Johann Sebastian Bach!)

Zweifellos hat die Technologie die Musikwelt so wie jede andere Branche sowohl positiv als auch negativ aufgemischt. So verdienen heute durch den Wegfall traditioneller Finanzierungsmodelle Künstler und Labels deutlich weniger als im goldenen Zeitalter der Plattenindustrie, als sogar die Stars der Klassikszene wie Leonard Bernstein, Yehudi Me-

nuhin, Luciano Pavarotti oder Maria Callas unglaubliche Summen für ein Album verlangen konnten, weil sich ihre Platten tatsächlich millionenfach verkauften. Auf der anderen Seite aber hat die technologische Revolution der vergangenen zehn Jahre, insbesondere das Aufkommen der legalen Streaming-Plattformen, die Tür zu einer bis dahin exklusiven Party aufgestoßen. Heute kann jeder mit einer halbwegs ordentlichen Internetverbindung in eine Welt eintauchen, die zuvor nur denen vorbehalten war, die wussten, wonach sie suchten, und über die Mittel verfügten, sich das zu kaufen.

Aber die riesigen Datenmengen, die nun gratis zu haben sind, können einen auch völlig überfordern oder gar lähmen. In diesem Fall helfen dieses Buch und die dazugehörigen Playlists weiter. *Ein Jahr voller Wunder* erhebt nicht den Anspruch, eine allumfassende Enzyklopädie der klassischen Musik zu sein. Viele berühmte Komponisten konnte ich leider nicht berücksichtigen. Es ist auch kein »Führer« in musikwissenschaftlicher Hinsicht. Ich möchte einfach nur, dass Sie nach der Lektüre eine Vorstellung davon haben, wie sich die musikalischen Ausdrucksformen und Schwerpunkte vom Mittelalter über Renaissance, Barock, Klassik, Romantik bis hin zur Moderne entwickelt haben. Ebenso hoffe ich, dass Sie ein Gespür für einige der Verbindungen entwickeln, die quer durch Raum und Zeit geknüpft werden können: Wie bei allen Künsten ist die Geschichte der klassischen Musik eine Abfolge von Bewunderung, Nachahmung und Variationen. Daher habe ich versucht, genre- und generationenübergreifende Verbindungen aufzuzeigen – hier eine musikalische Verbeugung, dort ein kleiner akustischer Gruß. Ich hoffe, dass ich sowohl die Musik wie auch den Kontext, in dem sie geschrieben wurde, entmystifizieren kann. Aber ich fürchte, dass Sie am Ende der Lektüre immer noch keinen Bass vollständig heraushören oder eine Fuge komponieren können.

Stattdessen präsentiere ich Ihnen hier einen persönlich ausgesuchten Musikschatz, den ich von Herzen liebe und der Ihren Alltag hoffentlich so bereichern wird wie den meinen. Ich bin in tausend Jahre klassischer Musik eingetaucht und habe schließlich 366 Stücke von mehr als 240 Komponisten und Komponistinnen gehoben, beginnend bei der mittelalterlichen Hildegard von Bingen, einer ungewohnt klingenden Philosophin, Forscherin, Schriftstellerin und musikalischen Mystikerin aus dem 12. Jahrhundert, bis hin zur Millennial Alissa Firsova, die 1986

geboren wurde und zauberhafte Musik schreibt, in der sich die Sorgen einer politisch engagierten jungen Frau aus dem 21. Jahrhundert spiegeln. Neben mehr als vierzig Frauen, die so oft aus der klassischen Musikgeschichte herausgeschrieben wurden, treffen Sie zudem auf Musikschaffende aller Hautfarben, auf schwule wie Transgender-Komponisten und auf solche, die mit den unterschiedlichsten Behinderungen lebten (Beethoven zum Beispiel schrieb einige seiner großartigsten Werke, als er vollständig gehörlos war). Und obwohl klassische Musik oft als ein verstaubtes Museum voller toter weißer männlicher Europäer wahrgenommen wird, stelle ich Ihnen dutzende zeitgenössische Komponisten aus den Achtzigern bis hin zu den Millennials vor. Hoffentlich erkennen Sie am Ende dieser Sammlung, dass klassische Musik eine lebendige, atmende, vielschichtige, vibrierende und herausfordernd globale Kunstform ist. In ihr steckt die Summe allen menschlichen Daseins.

Ich bin zutiefst davon überzeugt, dass Musik das Mysterium des Lebens birgt. Diese Musikstücke, von denen einige nur ein paar Minuten lang sind, können mit ganz wenig sehr viel bewirken. Sie werden zu Freunden, zu Lehrern, zu fliegenden Teppichen. Mit solch großartiger Musik an meiner Seite fühle ich mich erkannt, wahrgenommen, geborgen. Als Motoren des Mitgefühls erlauben die Stücke uns, in andere Leben, andere Zeitalter, andere Seelen zu reisen, ohne dass wir uns fortbewegen müssen.

Apropos Seelen: Im Laufe der Zeit standen viele der besten klassischen Komponisten oft und gern im Dienst der Kirche, viele von ihnen komponierten zum Lobpreis Gottes. Daher finden Sie hier auch jede Menge Sakralmusik.

Als jemand, die sich selbst allenfalls als verwirrte Agnostikerin bezeichnen kann, habe ich oft mit meinen starken emotionalen (manchmal auch körperlichen) Reaktionen auf solche Musik gehadert, besonders bei Bach, da ich sie nicht durch ein Glaubensfundament rechtfertigen kann. Glücklicherweise konnte ich mit vielen Menschen sprechen, die sich mit diesen Fragen intensiv auseinandergesetzt haben und die mir halfen, damit Frieden zu schließen. Was zählt, ist unsere eigene Interpretation dieser Musik – die oft ein Fenster zum Göttlichen aufzustoßen scheint. Wir alle haben spirituelle Maßstäbe: Mensch sein heißt, Ehrfurcht empfinden zu können. Bestimmte Erfahrungen lassen uns nicht kalt – mitzerleben, wie ein Kind auf die Welt kommt oder ein

Elternteil stirbt, die nächtliche Meeresbrandung oder das sternenübersäte Himmelszelt. Wir alle sehnen uns nach Verzauberung, etwas Ehrfurchtgebietendem und wünschen uns ein Wunder. Für Menschen aller Glaubensrichtungen – oder eben auch gar keiner – kann Musik genau dies sein und noch viel mehr.

Deshalb beginnt unser *Jahr voller Wunder* mit liturgisch-erhebendem Bach und endet mit Strauss-bewegter Champagnerlaune am 31. Dezember. Ich hoffe, Sie nehmen dieses Buch als eine Art musikalischen Leitfaden durch Ihr Jahr (ganz gleich welches), in dem Sie täglich blättern. Selbstverständlich können Sie sich an all diesen Stücken zu jeder Zeit, an jedem Tag und auch mehrfach erfreuen. Fühlen Sie sich nicht verpflichtet, für ein übertrieben weihelvolles Ambiente zu sorgen, nur weil es sich hier um »klassische Musik« handelt: Sie brauchen kein gedimmtes Licht, keine andächtige Stille oder einen schicken Fummel. Schaffen Sie sich Ihr eigenes aktives Ritual, wenn Sie meinen, dass es Ihr tägliches Hörerlebnis bereichert. Aber glauben Sie mir, diese Stücke halten einiges aus: Meist haben sie Jahrhunderte überdauert, sie kommen damit klar, wenn Sie sie in Ihren Alltag einbauen und nebenher multitasken. Laden Sie sie also auf Ihr Smartphone und hören Sie sie auf dem Weg zur Arbeit, nehmen Sie sie mit ins Fitnesscenter, lassen Sie sie im Hintergrund laufen, wenn Sie den Kindern Pausenbrote schmieren, das Essen kochen, sich mit hochgelegten Füßen einen Drink gönnen, die Waschmaschine vollladen, bügeln oder E-Mails abarbeiten. Ganz gleich wo, Sie müssen nur auf *Start* drücken. Ich glaube, es gibt nur wenige Momente im Leben, in denen Musik nicht angebracht ist, und ich hoffe, dass Sie sich viele dieser Stücke zu eigen machen. Denn ganz egal, wer Sie sind, woher Sie kommen und wie Sie dort gelandet sind, diese Stücke gehören Ihnen.

November

I. November

Ludwig van Beethoven (1770–1827)
Sinfonie Nr. 9 in d-Moll, op. 125
4. Satz: Presto

Am 1. November 1993 trat der Vertrag von Maastricht in Kraft, durch den die Europäische Union gegründet wurde. Ein hervorragender Tag, um die unsterbliche Musik zu hören, auf der die offizielle Hymne der EU basiert. Diese wird bei allen größeren Ereignissen der EU und des Europarats gespielt. Die offizielle Begründung lautet: »Ohne Worte, nur in der universellen Sprache der Musik, bringt sie die europäischen Werte Freiheit, Frieden und Solidarität zum Ausdruck.«

Beethoven war ein glühender Anhänger der Werte der Aufklärung und hat daher mit diesem sich beständig steigernden 4. Satz Friedrich Schillers *Ode an die Freude* ein jubelndes Denkmal gesetzt.

*Deine Zauber binden wieder
Was die Mode streng geteilt;
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.*

Die Reichweite dieses Stücks ist unermesslich, es ist überall zu hören gewesen, von japanischen Kriegsgefangenenlagern hin zum Tiananmen-Platz, bei den Beatles oder Stanley Kubrick, von *Sister Act 2* bis zu den Fifa-WM-Qualifizierungen. Bernstein spielte es nach dem Fall der Berliner Mauer (mit abgeändertem Text – »Freiheit, schöner Götterfunken«), und Angela Merkel wünschte es sich 2017 ausdrücklich zur Eröffnung des G20-Gipfels in Hamburg als »eine Hymne für Menschlichkeit, Frieden und internationale Verständigung«. In anderen Worten:

*Seid umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!*

2. November

Cristóbal de Morales (ca. 1500–1553)
Parce mihi Domine (Lass ab von mir)

Es ist an der Zeit, den ersten spanischen Komponisten in der Geschichte von internationalem Renommee zu treffen. Die Musik des höchst produktiven, vielgereisten und zu seiner Zeit berühmten Cristóbal de Morales wurde von einigen damaligen Kritikern zu den vollkommensten Werken gezählt, die je geschaffen wurden. Er schrieb mehr als zwanzig Messen und über hundert Motetten, von denen viele in ganz Europa Verbreitung fanden und es sogar bis nach Peru und Mexiko schafften. Die früheste gedruckte Sammlung von polyphonen Stücken in der Neuen Welt war tatsächlich ein Buch mit Morales' Messen von 1544, das noch heute in der Kathedrale von Pueblo in Mexiko bestaunt werden kann.

Dieses beruhigende, läuternde Chorwerk vertont Texte aus dem *Buch Hiob*. Es stammt aus dem *Officium defunctorum* (Totenoffizium) von Morales: einem Gebetszyklus, der am heutigen Allerseelen-Tag zum Gedächtnis der Toten gesprochen wird:

*Parce mihi Domine,
nihil enim sunt dies mei.*

Lass ab von mir, Herr,
denn meine Tage sind nur noch ein
Hauch.

3. November

Ólafur Arnalds (* 1986)
For Now I am Winter

Sollten düstere Novembertage Sie zu sehr niederdrücken, dann überlegen Sie mal, wie es den Menschen in Island ergehen mag, die zu dieser Zeit des Jahres mit nur vier bis sechs Stunden Tageslicht auskommen müssen. In diesem Sinne die herzlichsten Geburtstagswünsche an den fabelhaften isländischen Musiker Ólafur Arnalds, dem Sie im Sommer bereits mit einer ganz besonderen Hommage an seinen geschätzten Frédéric Chopin (9. August) begegnet sind.

Arnalds hat seine Liebe zu klassischer Musik lange Zeit geheim gehalten, da er auf hipperen Pfaden wie Hardcore / Metal, Punk und Electronica unterwegs war. Inzwischen hat er sich geoutet und wird als eine der dynamischsten und interessantesten Stimmen der zeitgenössischen klassischen Szene gefeiert. Der unglaublich produktive Künstler, der in den verschiedensten Genres tätig ist, also Musik für Film- und Fernsehproduktionen genauso wie Auftragsarbeiten für Konzerthallen schreibt, spricht offen über eine spezielle Herausforderung, der sich die Millennial-Komponisten stellen müssen und mit der keiner ihrer Vorgänger sich je herumplagen musste: Wie findet man in einer Zeit nahezu ständiger digitaler Ablenkung noch Muße zum Komponieren? »Ich muss mir bewusst vornehmen, mich hinzusetzen und Musik zu machen«, sagt er. »Ich schalte dann mein Smartphone und meinen Computer aus. Ich sitze da, bis etwas dabei herauskommt.«

Für das Album, aus dem dieser Track stammt, hat sich Arnalds mit Nico Muhly (26. August) für die Orchestrierungen zusammengetan. Eine äußerst glückliche Kombination. Das nenne ich intelligente, anrührende Musik. Ich finde die ursprünglichen Vokalstrukturen dieses atmosphärischen Choralwerks besonders bereichernd, bieten sie uns doch einen Schimmer von akustischer Erlösung.

»Ich habe mich immer wieder mit der Idee von Hoffnung beschäftigt«, sagt Arnalds. »Ganz gleich, wie aussichtslos die Lage scheint, es gibt immer Licht am Ende des Tunnels ... *For Now I am Winter* erklärt, dass der Winter nie für immer ist. Nach dem Winter kommt der Frühling.« Zum Glück.

4. November

Edvard Grieg (1843–1907)
Klavierkonzert in a-Moll, op. 16
2. Satz: Adagio

Wo wir gerade von nordischen Winterstimmungen sprechen – der vierundzwanzigjährige Edvard Grieg machte fern seiner Heimat Norwegen Urlaub, als er dieses großartige Klavierkonzert komponierte.

Dabei wurde Grieg sehr stark von einer Vorstellung inspiriert, die Clara Schumann wahrscheinlich um das Jahr 1858 herum gab und bei der sie das Klavierkonzert ihres Mannes Robert spielte (übrigens auch in a-Moll). Es sollten jedoch noch zehn Jahre ins Land gehen, ehe Grieg sein eigenes Klavierkonzert verfasste, aber der Einfluss von Schumann ist unverkennbar, ebenso wie Griegs unermüdlichen Bemühungen, die Klänge, Traditionen und melodischen Konturen seines geliebten Landes abzubilden (»Ich bin sogar überzeugt, dass meine Musik einen Beigeschmack von Kabeljau hat«, scherzte er einmal).

Das Konzert, das buchstäblich mit einem Paukenschlag und einer der berühmtesten Eröffnungssequenzen aller Zeiten beginnt, zeichnet sich durch eine unglaubliche Vitalität aus, und dieser bittersüße, empfindsame 2. Satz quillt geradezu über vor Gefühl. Wie so viele heute hochgeschätzte Stücke wurde das Werk bei seiner Uraufführung verrissen (siehe 24. April, 9. Juli, 20. September), aber es fanden sich auch sofort Fans und Bewunderer unter den führenden Persönlichkeiten der Musikszene wie Franz Liszt und Griegs guter Freund Percy Grainger, der es zu einem Eckpfeiler seines Konzertrepertoires machte.

Kleine Randnotiz für alle, die ebensolche Technikfreaks sind wie ich: Dieses Klavierkonzert war das erste, das jemals aufgenommen wurde – vom Pianisten Wilhelm Backhaus zwei Jahre nach Griegs Tod. Aufgrund der beschränkten technischen Möglichkeiten jener Zeit wurde es dafür auf einen Sechs-Minuten-Schnipsel zusammengékürzt.

5. November

Georg Friedrich Händel (1685–1759)

Music for the Royal Fireworks (*Feuerwerksmusik*), HWV 351

4. Satz: »La Réjouissance«: Allegro

Händels *Music for the Royal Fireworks* hat wenig mit wilder Silvesterknallerei oder britischen Freudenfeuern der Guy Fawkes' Night (die heute gefeiert wird) gemein, aber als Begleitung zu einem großen pyrotechnischen Spektakel ist sie unschlagbar.

Das Stück wurde eigens zur Untermalung eines riesigen Feuerwerks im Londoner Green Park im Jahr 1749 komponiert, mit dem man das Ende des Österreichischen Erbfolgekriegs und die Unterzeichnung des Aachener Friedens feiern wollte, weil man dies als einen enormen Erfolg für Großbritannien ansah. Ehe es zur eigentlichen Aufführung im Herzen Londons in der Nähe der Königlichen Residenz, dem St. James's Palace, kam, fand eine öffentliche Generalprobe in den Vauxhall Gardens am südlichen Themseufer statt. Erstaunlicherweise erschienen dazu mehr als zwölftausend Besucher, von denen jeder bereitwillig zwei Schilling und sechs Pence bezahlte. Wegen dieses unerwartet regen Zustroms standen die Kutschen auf der London Bridge – zur damaligen Zeit der einzige Weg über die Themse an diesem Flussabschnitt – drei Stunden lang im Stau.

Es ist irre: Wie wäre es wohl, wenn Popstars – von klassischen Komponisten mal ganz zu schweigen – heute ein zahlendes Publikum von mehr als zwölftausend Menschen nur für eine *Probe* erreichen würden? Das zeigt einmal mehr, wie wichtig diese Musik für Zuhörer aus allen Schichten war und wie sinnlos, einschränkend und abschreckend Labels wie »Klassik« oder »Popmusik« sind. Pop ist einfach *die Musik*, die *Leute gern hören*, und früher hörte jeder gern dies hier.

6. November

Edgard Varèse (1883–1965)
Density 21.5 (Dichte 21,5)

Erinnern Sie sich noch an Frank Zappa (21. August) und wie begeistert er von der Musik eines relativ unbekanntes Franzosen namens Edgard Varèse war? Nun, hier ist er, ein Komponist, der besonders die Möglichkeiten von Klangfarben und Rhythmus erforschte und unbeirrt seine eigene musikalische Ästhetik schuf. Dabei scherte er sich wenig um die Verwirrung, mit der das Publikum seine Werke zuweilen aufnahm. »Tatsächlich war für einschlägig beeinflusste Ohren alles Neue in der Musik stets Lärm«, erklärte er einmal, um dann zu ergänzen: »Aber was ist denn Musik anderes als organisierter Lärm?«

Varèse, der 1965 am heutigen Tag gestorben ist, nannte seine Musik sinnigerweise »organisierte Klänge« und sich »selbst nicht einen Musiker, sondern einen ›Arbeiter an Rhythmus, Frequenz und Lautstärke‹«; seine Ideen, wie auch seine Pionierarbeit mit den elektronischen Gegebenheiten, sollten viele Komponisten der Nachkriegsavantgarde beeinflussen, darunter John Cage (12. August).

Varèse zog nach Manhattan und nahm 1927 die US-Staatsbürgerschaft an, aber er pflegte weiterhin enge Beziehungen zu seinem Heimatland Frankreich. Dieses Stück wurde auf Wunsch des französischen Flötisten Georges Barrère für die Einweihung seiner Platinflöte komponiert – Platin besitzt eine Dichte von etwa 21,5 Gramm pro Kubikzentimeter, daher der Titel, und bewirkt einen wärmeren Ton. Die Mittel sind natürlich begrenzt, wenn man für ein unbegleitetes Melodieinstrument schreibt, sogar für Menschen wie Bach und Ysaÿe (siehe 16. und 17. August). Aber Varèse schafft das Bravourstück, den einzigartigen Charakter der Flöte herauszuarbeiten und deren unerwartet dramatische Bandbreite zu zeigen: von den heiseren, sinnlichen Tiefen bis hinauf zu den reinen, vogelstimmartigen Höhen.

7. November

Augusta Holmès (1847–1903)

Zwischenspiel aus *Ludus pro patria*

»La nuit et l'amour« (Die Nacht und die Liebe)

Von der talentierten irisch-französischen Pianistin und Komponistin Augusta Holmès haben Sie bereits auf Umwegen gehört: Angeblich schrieb César Franck die spektakuläre Violinsonate, die wir im Sommer gehört haben (18. Juni), als er hemmungslos in sie verliebt war. (Eine etwas unglückliche Situation, da er bereits verheiratet war; und wie Sie morgen noch lesen werden, hat Francks Frau die verschlüsselte musikalische Liebeserklärung nicht besonders gut aufgenommen.)

Holmès' eigenes Liebesleben war auf jeden Fall kompliziert: Sie wurde nämlich auch von Liszt, Saint-Saëns, Rimski-Korsakow, Wagner und dem Dichter Catulle Mendès verehrt, mit dem sie fünf Kinder hatte. Über diesem schillernden Leben sollten wir aber nicht ihre Musik vergessen, die ebenfalls hochinteressant ist. Holmès begann im Alter von zwölf Jahren zu komponieren, veröffentlichte ihre Musik zunächst unter dem männlichen Pseudonym Hermann Zenta und schrieb mindestens vier Opern, eine Sinfonie, zwölf sinfonische Dichtungen und mehr als 120 Lieder – zu denen sie auch eigene Verse dichtete.

Als ihr Vater starb, erbt Holmès, die niemals heiratete, sein Vermögen. Nun war sie unabhängig, wohlhabend und ungebunden, so dass sie unter ihrem eigenen Namen veröffentlichen und ihr Geld für alles ausgeben konnte, wonach ihr der Sinn stand. In ihrem Fall war es Musikunterricht: Sie begann bei Franck zu studieren und schuf in dieser Zeit einige ihrer bedeutendsten Werke. Im Gegensatz zu anderen Komponistinnen, die gezwungen waren, sich an die vermeintlich »schicklichen« Grenzen der Kammermusik und des Kunstliedes zu halten, bevorzugte sie dramatische, epische, mythologische Themen und schreckte auch nicht vor Monumentalwerken zurück.

8. November

César Franck (1822–1890)

Klavierquintett in f-Moll, M. 7

1. Satz: Molto moderato quasi lento – Allegro

Offiziell hat Franck dieses Stück seinem Freund, dem Komponisten und Pianisten Saint-Saëns, gewidmet. Inoffiziell war Franck mit den Gedanken ganz bei seiner Schülerin Augusta Holmès, während er es schrieb. Diese, gestand Franck, »weckt in mir höchst unspirituelle Wünsche«. Unglücklicherweise übte die junge Frau eine ähnliche Faszination auf Saint-Saëns aus. »Diese wunderschöne Pythia [...] bewirkte, dass die Kunst überall um sie herum erblühte«, erklärte er. Er soll Holmès mehrfach einen Heiratsantrag gemacht haben, wurde aber immer wieder freundlich zurückgewiesen. (Pythia!)

Saint-Saëns spielte bei der Pariser Uraufführung 1880 den Klavierpart. Augenzeugen beschreiben, wie er immer nervöser und wütend wurde, da er scheinbar eine verborgene Botschaft in der Musik herauslas. Am Ende weigerte er sich, Franck die Hand zu schütteln, und stürmte von der Bühne, die Partitur ließ er offen am Klavier liegen – eine Geste der ausdrücklichen Verachtung.

Mag sein, dass die Szene etwas ausgeschmückt wurde, und möglicherweise gefiel Saint-Saëns einfach die Musik nicht, aber dieses emotional aufgeladene Stück sorgte in Pariser Musikkreisen sicherlich für Furore. Saint-Saëns riet von weiteren Aufführungen des Werkes ab, und Francks Ehefrau schimpfte öffentlich auf ihren Mann und seine »unreine und verführerische Schülerin«.

Tja, die menschliche Natur ... Ganz gleich, was wirklich dahintersteckt, es ist auf jeden Fall ein erstaunliches Abbild eines Herzens wie eines Verstands, die von Leidenschaft und Hader zerrissen sind. Die Beziehung zwischen Franck und Holmès blieb eng. Heute ist sein Todestag; Holmès gab bei Auguste Rodin ein Bronzemedallion für sein Grab in Auftrag.

9. November

Johann Sebastian Bach (1685–1750)
Cellosuite Nr. 2 in d-Moll, BWV 1008
4. Satz: Sarabande

Am 9. November 1989 war der gefeierte Cellist Mstislaw Rostropowitsch zu Hause bei seiner Familie in Paris, als er im Radio live miterlebte, wie die Berliner Mauer fiel. Rostropowitsch war im sowjetischen Aserbaidschan geboren, in Baku und Moskau aufgewachsen und ein Student des verfolgten Schostakowitsch gewesen. Er und seine Frau hatten ebenfalls unter dem Sowjetregime gelitten, weil sie den Schriftsteller und Dissidenten Alexander Solschenizyn unterstützt hatten. Nachdem Rostropowitsch 1974 in die USA ausgehert war, wurde ihm die Staatsbürgerschaft entzogen. Der im westlichen Exil lebende Komponist war daher nur zu gut mit den kulturellen Einschränkungen des Kommunismus vertraut.

Und dann das. »Die Berliner Mauer war für ihn ein Symbol für eine Trennung der Menschheit«, erinnerte sich seine Tochter Olga. »Und so kamen uns die Ereignisse damals wie nicht von dieser Welt vor [...]. Mein Vater war von seinen Gefühlen überwältigt. Nach einer Weile sagte er: ›Ich muss dort sein‹ – und dann verschwand er.«

Da alle Linienflüge nach Berlin ausgebucht waren, rief Rostropowitsch einen Freund an, der über ein Privatflugzeug verfügte. Als sie am 11. November am Checkpoint Charlie ankamen, gab es ein kleines Problem: Es war kein Stuhl da – und Cellisten können eigentlich nicht im Stehen spielen. Doch kaum war ein Stuhl da, setzte er sich hin, packte sein Instrument aus, und als sich Menschen aus Ost- und Westberlin um ihn versammelten, begann er zu spielen.

Sie können das Filmmaterial des spontanen Konzerts online sehen (bemerkenswert für Prä-Smartphone-Zeiten). Da sitzt er, auf einem wackeligen Stuhl vor dieser jämmerlichen Mauer, sieht in seinem Jackett und der Krawatte unter der Strickjacke wie ein freundlicher Großvater aus, spielt Bach mit einem Gesicht, das unendlich viele Gefühle spiegelt, und legt seine ganze Seele in diese ewigen, universellen Noten.

Es wurde zu einem der legendären Bilder aus dieser Zeit, die sich ins kollektive Gedächtnis eingebrannt haben.

10. November

François Couperin (1668–1733)
Stücke für Cembalo, Band 4, 21e ordre, Nr. 3
»*La Couperin*«

Im September habe ich Ihnen Couperin »den Großen« aus der Sicht seines Fans unserer Tage, Thomas Adès, vorgestellt. An Couperins Geburtstag hier ein Cembalo-Solo von leiser, meditativer Anmut. Es stammt aus Band vier der Sammlung von Dutzenden von Stücken, die Couperin für Cembalo schrieb und als »Ordnungen« nach der Tonart sortierte – in diesem Fall e-Moll.

Die Klarheit und oberflächliche Schlichtheit dieses Werks täuscht über die technischen Revolutionen hinweg, mit denen ihr genialer Komponist in aller Stille die Musikwelt auf den Kopf stellte – nicht zuletzt durch die Verwendung der Daumen eines Pianisten. Im Ernst: Vor Couperin haben diese nur acht Finger benutzt, was uns heutzutage verrückt vorkommen mag, aber so war's.

II. November

Ernest Farrar (1885–1918)
Brittany, op. 21, Nr. 1

Am »Armistice Day«, dem Tag des Waffenstillstands des Ersten Weltkriegs, ist es Zeit, der vielen Komponisten auf allen Seiten zu gedenken, die in der Sinnlosigkeit dieses Krieges ihr Leben ließen. Großbritannien verlor Talente wie George Butterworth, Cecil Coles und William Denis Browne, Deutschland den brillanten jungen Rudi Stephan, Frankreich Albéric Magnard, Spanien Enrique Granados, Australien Frederick Kelly. Und so weiter, und so fort. Es ist so deprimierend, wenn man darüber nachdenkt. Viele der strahlendsten musikalischen Sterne des frühen 20. Jahrhunderts erloschen für immer; andere Komponisten, die zumindest so viel Glück hatten, den Konflikt physisch zu überleben, wurden dennoch unwiderruflich von seinen Schrecken gezeichnet – Ravel, Vaughan Williams, Elgar, Alban Berg und unzählige weitere litten lebenslang unter ihren persönlichen Erfahrungen, die sie zwischen 1914 und 1918 an der Front oder anderswo gemacht hatten.

Ich habe ein zartes Lied von 1914 von Ernest Farrar gewählt, dem hochverehrten Lehrer von Gerald Finzi (29. Juni, 27. September). Farrar hatte sich 1915 freiwillig bei der Grenadiergarde gemeldet und wurde im Februar 1918 zum Second Lieutenant im dritten Bataillon des Devonshire Regiments ernannt. An seinem zweiten Tag an der Westfront wurde Farrar in der Schlacht von Épehy am 18. September getötet.

Nur wenige Wochen später sollte der Erste Weltkrieg am heutigen Tag enden.

12. November

Dmitri Schostakowitsch (1906–1975)
Drei Stücke für zwei Violinen und Klavier
1. Satz: Präludium

Niemand scheint zu wissen, wann oder warum Schostakowitsch diese Salonstücke im österreichischen Stil für zwei Violinen und Klavierbegleitung geschrieben hat.

Mit ihrem leichten Charme und ihrer Einfachheit sind sie – sagen wir mal – etwas untypisch im Vergleich zu seinem sonstigen Schaffen, was einige Kritiker ziemlich verstört. War Schostakowitsch, ein Komponist von sonst so scharfem musikalischem Intellekt, Opfer der künstlerischen Unterdrückung durch das Sowjetregime geworden? Und war das hier eine Art satirischer Kommentar? Sind die Stücke *politisch* zu verstehen? Was bedeuten sie *wirklich*?

Dazu sage ich nur eins: Drückt einfach Play, Leute, und macht euch locker. Die Tatsache, dass Schostakowitsch neben seinen vielen politisch geprägten, gequälten und epischen Meisterwerken auch ein seltsames Stück Kammermusik hervorbrachte, das ausdrucksstark, ergreifend und unbelastet von Ideologie und Politik daherkommt, ist völlig okay: Davon wird die Welt nicht untergehen. Manchmal brauchen wir alle ein paar Minuten von solcher Musik in unserem Leben. Diese Stücke gehören zu den ersten Duetten, die ich als Kind gespielt habe, und ich liebe sie seither von ganzem Herzen.

Im nächsten Monat kehren wir dann wieder zur Tagesordnung zurück: Warten Sie einfach ab, bis Sie Schostakowitschs Sinfonie Nr. 10 hören. Und sagen Sie nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt ...

13. November

Nikolai Medtner (1880–1951)

Vergessene Weisen, erster Zyklus

»Sonata Reminiscenza« in a-Moll, op. 38, Nr. 1

Heute treffen Sie den Mann, von dem Rachmaninow sagte, er »liebe und bewundere [ihn] sehr, ganz bestimmt sei er einer der talentiertesten, hochintelligentesten, zeitgenössischen Komponisten, wahrscheinlich gehöre er zu der seltenen Gruppe Musiker und Künstler, die an Größe gewöhnen, je mehr man ihnen näher komme«.

Nicht jeder hätte diese schwärmerische Einschätzung über den in Russland geborenen, in Paris lebenden Pianisten und Komponisten Nikolai Medtner geteilt, der am heutigen Tag starb. Medtners Vorstellungen von Musik hätten zu seiner Zeit nicht altmodischer sein können. In seinem Beharren auf dem Primat von lyrischen Melodien, Tonalität und Form hatte er so gar nichts mit den musikalischen Strömungen am Hut, die alles um ihn herum destabilisierten, von Schönbergs serieller Musik bis hin zu Strawinskys Neoklassizismus. In diesem Sinne war Medtner leider zur falschen Zeit am falschen Ort.

Vielleicht ist es angesichts seiner starken Beschäftigung mit Klaviermusik keine Überraschung, dass Beethoven sein Held, sein großes Vorbild war. »Der größte Vertreter [der Klaviersonate], Beethoven, legte seine Sonaten als ein Lied an«, schrieb er, »die durch die Einfachheit ihres Themas und ihre vertikalen Beziehungen vom Anfang bis zum Ende eines jeden seiner Werke uns über die ganze Komplexität von deren architektonischen Konstruktion und deren horizontalen Beziehungen aufklärten.«

Unbemerkt vom allgemeinen Publikum, verbrachte er die längste Zeit seines Lebens in größter Armut, und auch heute noch hört man seinen Namen nur in bestimmten Nischen der Klaviermusiker. Mich zumindest hat es regelrecht aus den Socken gehauen, als ich diese Sonate voller Ideen, lyrischen Melodien sowie üppigen und überraschenden Harmonien das erste Mal hörte. Und hey, wenn es Rachmaninow gefallen hat ...

14. November

Fanny Mendelssohn (1805–1847)
Fantasia in g-Moll

Vielleicht liegt es ja am November, aber irgendwie zieht es mich in diesem Monat unaufhaltsam zu den Moll-Tonarten: Seien Sie heute nachsichtig mit mir, denn Fanny Mendelssohn eröffnet ihre *Fantasia* für Violoncello und Klavier zwar mit einer etwas melancholischen und grüblerischen Tonpalette, doch bald hebt sie Stimmung wie Tempo und reißt die Vorhänge auf, um Licht und Gefühlsüberschwang in Hülle und Fülle hereinzulassen.

Wie immer bei Fannys Musik bin ich sehr beeindruckt von ihrer musikalischen Phantasie, ihrer großen Sensibilität und der Geradlinigkeit, mit der sie kommunizieren will. Bedenken Sie: Dies ist die Frau, die so verzweifelt den Drang verspürte, ihrem Wesen Ausdruck zu verleihen, dass sie mehr als vierhundertfünfzig Stücke schrieb, trotz der fehlenden Unterstützung selbst der Menschen, die ihr sehr nahestanden, und obwohl nur wenig Hoffnung bestand, dass ihre Musik jemals veröffentlicht würde.

Bedenken Sie, wie virtuos Fanny als Pianistin war: Sie konnte praktisch alles spielen, und auch Felix gab freimütig zu, dass sie ihm als Pianistin weit überlegen war. Doch trotz alledem hatte Fanny, die am heutigen Tag geboren wurde, nur einen einzigen öffentlichen Auftritt als Solistin, und dies im ersten Klavierkonzert ihres Bruders anlässlich einer Benefizvorstellung. Wie muss es sich wohl angefühlt haben, sonst nur Däumchen drehen zu dürfen? Fast nichts von Fannys Musik wurde zu ihren Lebzeiten veröffentlicht; viel davon ist heute noch in Privatsammlungen verborgen. Vielleicht bedeutet das auch, dass noch weit mehr von den Stücken, die seit Jahrhunderten Felix zugeschrieben werden, sich als die seiner Schwester herausstellen könnten. Wer weiß? In den vergangenen Jahren konnte man ein wachsendes Interesse an Fannys Arbeit beobachten, ich hoffe inständig, dass dies nur der Anfang ist!

15. November

Gustav Mahler (1860–1911)
Sinfonie Nr. 2 in c-Moll (*Auferstehung*)
4. Satz: »Urlicht«

Anstatt in sich den Drang zu verspüren, in seiner Jugend entsprechende jugendliche Musik zu schreiben, verbrachte Mahler seine Twen-Jahre damit, die Rätsel des Universums lösen zu wollen, und nutzte die Sinfonie als ein Mittel, mit dem er die heikelsten Fragen des Lebens stellen und sein komplexes, wankendes Glaubenssystem ergünden konnte. »Die Symphonie muss sein wie die Welt«, sagte er einmal zu Jean Sibelius. »Sie muss alles umfassen.«

Mahler war etwa siebenundzwanzig Jahre alt, als er mit der Arbeit an diesem besonders allumfassenden Werk begann. Er entwickelte zunächst ein »Programm« für diese Sinfonie: Der 1. Satz, erklärte er, stellt eine Totenfeier dar und geht Fragen wie »Was ist dieses Leben – und dieser Tod? Gibt es für uns eine Fortdauer?« nach (wenn's mehr nicht ist). Der zweite blickt auf glücklichere Zeiten zurück; der dritte beschäftigt sich mit der Flüchtigkeit des Lebens; der vierte sehnt sich nach einer Befreiung von den bedeutungslosen Leiden des weltlichen Daseins; der fünfte wiederholt frühere Zweifel und Fragen, um in eine finale, transzendente Euphorie zu ewiger Erneuerung zu gelangen. Normaler Allerweltskram eben. Obwohl Mahler dieses Programm später verwarf, liefert es uns erhellende Einblicke in das, was er damals gedacht hatte.

Für einige Zuhörer ist das alles zu viel: Mahlers Sinfonien sind einfach zu groß, zu reif, zu sperrig. Für andere stellen sie den Zenit allen menschlichen künstlerischen Schaffens dar. Für mich sind sie so ziemlich die edelsten musikalischen Versuche, die ich mir vorstellen kann – abgesehen vielleicht von Bachs *Passionen* oder Bruckners *Neunter*, um »das Unausprechliche auszusprechen« (besser kann ich es nicht ausdrücken). Und damit stehe ich nicht allein. Bei einem der letzten Konzerte der *Proms*-Reihe erhielt die »Auferstehungssinfonie« den bisher längsten Applaus von allem, was dort je aufgeführt wurde.

16. November

Pérotin (ca. 1150/65–1220/25)
Beata viscera (Gesegneter Leib)

Diese Musik mag Ihnen vielleicht verwirrend alt und wie aus einer anderen Welt vorkommen – und dies zu Recht, denn sie wurde bereits um das Jahr 1220 komponiert. Aber damals war dieser einstimmige »Conductus«, der »den gesegneten Leib« der Jungfrau Maria preist und den der französische Komponist mit Namen Pérotin schrieb, äußerst modern. »Conductus« bedeutete, dass man eine komplett neue Melodie erfand, anstatt eine altbekannte wiederzuverwenden. Das war ausgesprochen radikal.

Pérotin gilt als der Musiker, der den vierstimmigen Satz in die europäische Musik eingeführt hat – und dafür sollten wir ihm sehr dankbar sein! Aber abgesehen davon und von der Vermutung, dass er in der Notre-Dame in Paris gearbeitet hat, wissen wir kaum etwas über ihn. Doch immerhin – 1220! *Chapeau!*

17. November

Heitor Villa-Lobos (1887–1959)
Bachianas brasileiras, Nr. 5
1. Aria (Cantilena)

Der gestrige einstimmige Satz aus dem 13. Jahrhundert ist ein herrlicher Übergang zu einem für unsere Zeit sehr ungewöhnlichen Stück, das ebenfalls eine eindringliche Vokallinie in den Vordergrund stellt. Das ist – gewollt oder ungewollt – wie eine musikalische Verbindung durch Raum und Zeit.

Im September haben wir erfahren, wie Heitor Villa-Lobos, heute ist übrigens sein Todestag, einen Weg suchte, sein Interesse für europäische klassische Musik mit den Klängen, Themen und Gefühlen seiner brasilianischen Heimat zu verbinden. Diese Sammlung von neun Suiten mit dem Titel *Bachianas brasileiras* ist vermutlich der perfekte Ausdruck davon, da sie gleichermaßen seine Liebe zu Bach und Brasilien spiegelt.

Doch mischt er nicht etwa lokale Folklore mit deutschem Barock; vielmehr integriert und adaptiert Villa-Lobos hier Harmonien oder den kontrapunktischen Stil von Bach genial in die brasilianische Musik und erzielt damit eine ungewöhnliche und unvergessliche Wirkung.

Diese fünfte, zwischen 1938 und 1945 komponierte Suite kommt vertraut daher, ein Sopransolo mit acht Celli als Begleitung. Das Stück beginnt mit einem ausgedehnten gesungenen Adagio, so wie Bach es vielleicht selbst geschrieben hätte (17. September), doch dann mutiert es schnell zu einer latinomäßigen Danza. Diese, so erklärt der Komponist, »hat einen gleichmäßigen, charakteristischen Rhythmus wie die Emboladas, diese seltsamen Lieder aus dem brasilianischen Hinterland. Und die Melodie«, so fügt er hinzu, »spiegelt die Vogelwelt Brasiliens.«

18. November

György Ligeti (1923–2006)
Musica ricercata Nr. 7 in B-Dur

Der ungarische Komponist György Ligeti gehört mit Pierre Boulez (26. März) und John Cage (12. August) zu den lebendigsten und fortschrittlichsten Protagonisten der Nachkriegsavantgarde. Dank seines großen Fans Stanley Kubrick, der Ligetis Musik für Filme wie *2001 – Odyssee im Weltraum* (1968) und *Shining* (1980) verwendete, wurde seine Musik auch einem breiteren Publikum außerhalb des Nischendaseins zeitgenössischer Musiker bekannt.

Thomas Adès (24. September) sagte meinem Kollegen Tom Service von BBC Radio 3 in einem Interview, für ihn sei diese Musik »wie der Hitzetod des Universums«. (Echt, mehr nicht?) Selbst mit einer etwas gelasseneren Sicht auf die Dinge beeindruckt mich dieses Klavierstück, dessen Uraufführung sich übrigens heute jährt, immer wieder, weil es eine ausgezeichnete musikalische Metapher für unseren aktuellen Lebensstil ist: An der Oberfläche kommt es in der rechten Hand mit weichen, heiteren Tönen daher, während darunter das ständige Chaos brodelte. (Oder ist das nur in meinem Leben so?)

Denn die unruhige linke Hand gibt dem Stück eine nervöse Grundstimmung, als ob man schnell woandershin müsste. Ich finde diese Musik unglaublich belebend. Los, los, los!

19. November

Nicola Matteis (ca. 1640/50–1713)
Ground after the Scotch Humour

Am 19. November 1674 war der berühmte Chronist John Evelyn (ein Zeitgenosse von Samuel Pepys) mal wieder in und um London unterwegs auf der Suche nach den heißesten Trends. An diesem Abend notierte er Folgendes in sein Tagebuch:

»Ich hörte den Geiger Signor Nicholao, den sicher kein Sterblicher auf diesem Instrument übertreffen kann. Er hatte einen so süßen Strich und ließ die Geige sprechen wie eine menschliche Stimme ... Er wirkte Wunder auf einer Note, ist auch ein ausgezeichnete Komponist ... Nichts kam der Violine in Nicholas' Hand gleich.«

Man weiß zwar nicht, ob Evelyn das heutige Stück von Matteis, einem fahrenden Musiker aus Neapel und Komponisten vieler solcher Werke mit einer Bassmelodie (Ground), gemeint hat – aber es passt zweifellos: so großartig und lebendig, wie es ist ...

20. November

Param Vir (* 1952)

White Light Chorale (Choral des Weißen Lichts)

Der in Delhi geborene Komponist Param Vir wuchs in einem sangesfreudigen Heim auf: Seine Mutter war eine Sängerin klassischer nordindischer Musik. Mit neun bekam er Klavierunterricht, und als Teenager faszinierte ihn die europäische Musik neben der traditionellen indischen, die ihn überall umgab und die er in sich aufzog. (»Ragas, Talas, einstimmiger Gesang, Palestrina, Strauss und Zwölftonreihen mischten sich alle im Hirn eines Teenagers aus dem Delhi der postkolonialen Zeit«, erinnerte er sich. »Es war auf jeden Fall ein zufälliges Aufeinandertreffen von Einflüssen!«) 1983 begegnete Vir dem Komponisten Peter Maxwell Davies (5. Mai), der ihn ermutigte, nach England zu ziehen, wo er an der Guildhall School of Music and Drama studierte und eine Reihe von Preisen gewann.

Vir findet seine Inspiration in vielem, einschließlich der Mythologie, des Kunstgewerbes, der Poesie, Literatur und bildenden Kunst (besonders bei der seines Landsmanns, des Bildhauers Anish Kapoor). Er schreibt Musik, die viele Gattungen umspannt: Kammermusik, Orchesterwerke, Opern und Bühnenmusik.

Vir ist nach allen Seiten offen und lässt sich nicht gern in eine Schublade stecken. »Die heutige Welt ist ein außerordentlicher Treffpunkt für verschiedenartige Menschen, Kulturen, Sprachen, Denkweisen und Ideologien, die sich alle in einem wunderbaren Tanz mischen«, sagt er und fügt hinzu: »Ich interessiere mich für die Kulturen der ganzen Welt.«

Vir beschäftigt sich vor allem mit Farben und deren Rezeption. Ausgehend von der indischen Kultur kommt einem das, was er sagt, weniger exzentrisch vor. »Mich interessieren die Farbschattierungen, die im Energiespektrum der Chakren enthalten sind«, erklärt er. »Wir wissen heute, dass wir auf bestimmte Farben reagieren, weil sie in einem besonderen Verhältnis zu unserer Energiestruktur stehen. Die einzelnen Farben üben eine sehr unterschiedliche therapeutische oder heilende Wirkung auf unsere energetischen Kräfte aus.«

Dieser im Jahr 2000 entstandene Choral für Klavier solo beschwört weißes Licht, und seine Wirkung ist äußerst (er-)leuchtend.

21. November

Henry Purcell (1659–1695)

Dido and Aeneas

»When I am laid in earth« (Wenn ich in der Erde liege)

Zum Todestag von Henry Purcell hören Sie heute *das* Lamento überhaupt.

Es gibt natürlich kompositionstechnische Gründe dafür, warum dieses emotionsgeladene Stück eine wohl allumfassende Wirkung hat – sagt Ihnen *passus duriusculus* etwas? –, aber all das braucht man gar nicht zu verstehen, um dieses Stück zu *fühlen*. Mit anderen Worten, Purcell schreibt ein fünftaktiges Bassthema, das sich beständig wiederholt – heute würde man das »Loop« nennen –, dessen Noten in einer chromatischen Linie unerbittlich absteigen und so pure Verzweiflung ausdrücken. Doch dann beschließt er, das Ganze nicht in die entsprechende fünftaktige Phrase übergehen zu lassen, sondern dehnt sie auf neun Takte aus, darunter immer dieses Bassthema. Das ist schon etwas verwirrend und erwischt einen quasi auf dem falschen Fuß, noch bevor diese sehnsüchtig klagende Melodie mit ihren mitreißenden, langezogenen Tönen und Verzierungen einsetzt (musikwissenschaftlich »Appoggiatura« genannt) – und uns mitten ins Herz trifft.

Dann geht es richtig zur Sache. »Denk an mich«, bittet Dido, zunächst auf einem einzigen Ton, doch gleich darauf erhebt sich ihr Gesang über die Verzweiflung hinaus zu einem Befehl: »Denk an mich!«

Das ist so verdammt schlicht, so verdammt herzergreifend. Haben Sie jemals menschlichere letzte Worte gehört?

When I am laid, am laid in earth,

May my wrongs create

No trouble, no trouble in thy breast;

*Remember me, remember me, but ah!
forget my fate.*

Remember me, but ah! forget my fate.

Wenn ich in der Erde liege,

Mögen meine Verfehlungen

Dich nicht bekümmern.

Denk an mich, denk an mich, doch ach!
vergiss mein Schicksal.

Denk an mich, doch ach! vergiss mein
Schicksal.

22. November

Benjamin Britten (1913–1976)
Hymn to St. Cecilia (Cäcilienode)

Heute ist Brittens Geburtstag und durch eine glückliche Fügung auch der Tag der heiligen Cäcilie. Sie ist die Schutzpatronin der Musik, und Britten hat lange überlegt, etwas für diesen Tag zu komponieren. Sein Freund W.H. Auden schrieb ihm zu diesem Anlass ein umwerfendes Gedicht, das er in ein lebhaftes und sinnliches Chorstück verwandelte.

Britten und sein Lebensgefährte Peter Pears, beide leidenschaftliche Pazifisten, reisten im April 1939 durch die USA. Bei Kriegsausbruch riet man ihnen, als »Kulturbotschafter« zu bleiben. Erst drei Jahre später sollten sie nach England zurückkehren. Doch an ihrem Abreisetag beschlagnahmte der amerikanische Zoll Notenmaterial aus Brittens Gepäck, darunter auch die *Cäcilienode*, weil man darin einen Geheimcode vermutete.

Es klingt unglaublich, doch Britten gelang es, das ganze Stück aufgrund von Skizzen neu zu erschaffen, während er und Peter Pears auf der »MS Axel Johnson« nach London reisten.

Das Stück erklang zum ersten Mal in der BBC, und zwar an Brittens 29. Geburtstag, dem Tag der heiligen Cäcilie.

In a garden shady this holy lady

Like a black swan as death came on

*Poured forth her song in perfect
calm [...]*

*Blessed Cecilia, appear in visions
To all musicians, appear and inspire:
Translated Daughter, come down and
startle*

Composing mortals with immortal fire.

In einem schattigen Garten stieß diese heilige Frau wie ein schwarzer Schwan, als der Tod die Ernte hielt, mit ehrfurchtsvollem Tonfall und schönem Psalmodieren, ihren Gesang in vollkommener Ruhe hervor [...]
Gesegnete Cäcilia, erscheine in Visionen allen Musikern, erscheine und inspiriere sie; hohe Tochter, komme herab und überrasche komponierende Sterbliche mit unsterblichem Feuer.

23. November

Manuel de Falla (1876–1946)

Siete canciones populares españolas (Sieben spanische Volkslieder),

4. Jota arrangiert von Paul Kochanski (1887–1934)

Heute feiern wir einen anderen Geburtstag, den von Manuel de Falla, dem bedeutendsten spanischen Komponisten.

Als er diese Suite 1914 schrieb, lebte de Falla bereits seit sieben Jahren in Paris, wo er natürlich mit den Vertretern der aktuellen musikalischen Moderne in Kontakt kam, darunter Debussy, Ravel und Strawinsky. In seinen Werken aus dieser Zeit sind zwar deutliche Einflüsse ihres Impressionismus und Neoklassizismus zu spüren, aber genau wie seine Landsleute Isaac Albéniz und Enrique Granados erinnerte sich de Falla immer an seine Wurzeln. »Die Klangwirkungen, die unsere Gitarristen unbewusst erzeugen«, bemerkte er einmal, »sind eines der Wunder natürlicher Kunst.« De Falla faszinierte die traditionelle Musik seines Heimatlandes, und ein knappes Jahr später, nachdem er die *Canciones populares* geschrieben hatte, kehrte er nach Madrid zurück.

Die Suite, die aus Stücken für Gesangsstimme und Klavier besteht, beinhaltet eine Reihe von Liebeserklärungen an verschiedene Regionen aus de Fallas Heimatland, von Asturien im Norden bis nach Andalusien im tiefen Süden. Dementsprechend sind die Stücke randvoll mit schwungvollen Tanzrhythmen und einprägsamen Melodien – wie hier in dieser Jota im Dreivierteltakt aus Aragon. Allerdings bezieht de Falla auch die dunkleren Farben der Flamenco-Tradition mit ein. Die Suite wurde nachträglich für jede Instrumentalbesetzung arrangiert: Anscheinend funktioniert diese Musik mit ihrer Lebendigkeit immer; ganz gleich, womit sie gespielt wird. Mich begeistert besonders eine Fassung für Violine und Klavier, weil sie mal herrlich zugespitzte, mal sinnliche Nuancen aufweist.

24. November

Alfred Schnittke (1934–1998)

Drei geistliche Gesänge

I. »Gegrüßet seist du, Jungfrau, Mutter Gottes«

»Es ist eines meiner Lebensziele [...] den Graben zwischen ernster und unterhaltender Musik zu überwinden, und wenn es mir den Hals bricht«, hat Alfred Schnittke einmal gesagt. Der Hals blieb heil: Schnittke hat sein Ziel nicht ganz erreicht. Was das betrifft, haben wir also noch ein gutes Stück Weg vor uns. Aber er hat sein Bestes getan.

Als Komponist mit jüdisch-sowjetischem Hintergrund war Schnittke in seinem Frühwerk stark von Schostakowitsch beeinflusst, aber auch von Komponisten serieller Musik wie Arnold Schönberg; später jedoch verlor sich letztere Faszination für das, was er dann als »unvermeidliche Mannhaftigkeitsproben der seriellen Selbstverleugnung« bezeichnete. Er sagte es so: »Bei der letzten Station angelangt, beschloss ich, aus dem überfüllten Zug auszusteigen. Seither versuche ich, mich zu Fuß weiterzubewegen.«

Sein zielstrebigere und ganz eigener Geist brachte Schnittke zu einer »Polystilistik« genannten Methode; wie der Name schon sagt, vermischte und brachte er darin eine Vielzahl von Stilen aus Vergangenheit und Gegenwart zusammen, wie es seiner großen schöpferischen Einfallskraft gefiel. Manchmal klang es exzentrisch, manchmal grüblerisch. Schnittkes Biograph schreibt über den Komponisten, der heute Geburtstag hätte, er habe »sich in Musik verliebt, die Teil des Lebens der Geschichte und Kultur ist, ein Teil lebendige Vergangenheit«. Eine wirklich großartige Definition.

Schnittke selbst sprach davon, wie wichtig es für Menschen sei, an dem Gefühl festzuhalten, dass das Mysterium grenzenlos sei. Sein Vertrauen in dieses Prinzip hören Sie in den kargen, geheimnisvollen Vokalstrukturen dieses erhabenen *Ave Maria*.

25. November

Samuel Barber (1910–1981)

Adagio for Strings (Adagio für Streicher)

Am 25. November 1963 berief Jacqueline Kennedy das National Symphony Orchestra nach Washington anlässlich des Staatsbegräbnisses für ihren Mann John F. Kennedy, der drei Tage zuvor in Dallas einem Attentat zum Opfer gefallen war. In einer Radiübertragung, die Millionen Menschen hörten, spielte das Orchester Samuel Barbers *Adagio for Strings*.

Dieses Adagio ist ein Arrangement aus dem langsamen Satz von Barbers 1936 entstandenem Streichquartett und galt als das Lieblingsstück des Präsidenten. Es wurde auch bei den Gedenkfeiern für Lady Diana, Princess of Wales, und die Opfer des Terrorakts vom 11. September gespielt.

Es ist zur Quintessenz tiefster Trauer geworden.

Barber war sechsundzwanzig, als er dieses *Adagio* komponierte.

Ich lasse jetzt die Musik für sich sprechen.

26. November

Steve Reich (* 1936)

Music for Pieces of Wood (Musik für fünf Paar gestimmte Holzstäbe)

Heute haben wir ein grandioses Beispiel für Musik, die genau das ist, was ihr Titel besagt. Es ist wirklich Musik für Klanghölzer (Claves), nicht mehr und nicht weniger. Die Idee zu diesem 1995 komponierten Stück für fünf Spieler entstand, so Reich, aus dem Wunsch heraus, mit den denkbar einfachsten Instrumenten Musik zu machen. Jeder Spieler hat ein Paar Claves, zylindrische Stäbe aus Hartholz, wie Sie sie auch in der Spielzeugkiste eines Kleinkindes finden könnten. Hier wurden sie jedoch aufgrund ihrer einzelnen Tonhöhen und Klangfarben ausgewählt.

Music for Pieces of Wood ist nach der für Reich charakteristischen Phasing-Technik aufgebaut, bei der dieselbe rhythmische Figur versetzt und sich selbst überlappend eine sich ständig entwickelnde Klangstruktur ergibt. Sie basiert auf dem Prinzip von rhythmischen Konstruktionen, genauer gesagt, dem Wechsel zwischen Schlägen und Pausen. Die Länge der Klangmuster nimmt ständig ab, es wird erst im Sechsviertel-, dann im Vierviertel- und schließlich im Dreiviertel-Takt gespielt, bis das Stück wie zufällig ausläuft, ja geradezu erstirbt.

Ob Sie nun diese mathematisch aufgebauten Muster erkennen oder nicht, ist unwichtig, die Wirkung ist schlicht elektrisierend. Nie vergesse ich das erste Mal, als ich dieses Stück hörte: Auch Jahre später hat es für mich nichts von seiner Spannung verloren.

27. November

Gustav Holst (1874–1934)

Choral Hymns from the Rig Veda (*Chorhymnen aus der Rigveda*)

»Hymn to the Dawn« (Hymne an die Morgenröte)

Gut möglich, dass Sie schon Musik von Gustav Holst gehört haben, auch wenn Ihnen das nicht bewusst ist: Seine Suite *Die Planeten* ist omnipräsent. Besonders »Mars« und »Jupiter« werden in allen möglichen Bereichen eingesetzt – von Werbeleuten, Filmkomponisten, sogar Led Zeppelin haben sich daraus bedient – und ich könnte noch viele andere nennen.

Holst ist für mich der britischste aller Komponisten. (Wer außer ihm hat schon Volkslieder aus dem ländlichen Somerset gesammelt und an einer privaten Mädchenschule unterrichtet?). Doch lange Jahre bevor Holst sich mit der Darstellung der Himmelskörper seinen ewigen Platz in der Musikgeschichte eroberte, fand er seine kompositorische Stimme durch die Beschäftigung mit der altindischen Kultur, die ihn magisch anzog. Ab 1907 brach in britischen Künstlerkreisen die Begeisterung für alles Asiatische aus, und auch Holst wurde davon angesteckt. Er kaufte sich ein Exemplar des *Rigveda*, eine Sammlung von dreitausend Jahre alten Veden, Hymnen zum Lob der Götter. In den Jahren 1908 bis 1912 lernte Holst Sanskrit, weil er diese Dichtungen selbst übersetzen wollte. Er vertonte einige von ihnen – ein bedeutsamer Moment in seiner musikalischen Entwicklung.

Diese ein wenig geisterhafte und ungewöhnliche *Hymne an die Morgenröte* ist für die zauberhafte Kombination aus Frauenchor und Harfe geschrieben. Es entsteht eine Atmosphäre und Stimmung, die ich sonst weder in Holsts Werk noch bei einem anderen Komponisten je gehört habe.

*Höre unsere Hymne, o Göttin,
reich an Wohlstand und Weisheit,
immer jung, doch alt dabei,
getreu dem ewigen Gesetz.*

28. November

Frédéric Chopin (1810–1849)

Nocturne Nr. 8 in Des-Dur, op. 27, Nr. 2

Im Laufe des Jahres haben Sie schon viele unterschiedliche Nocturnes gehört – angefangen bei John Field (17. März), dem Urvater dieser Form aus dem 18. Jahrhundert, über Dobrinka Tabakova (17. Juli), die sie für das 21. Jahrhundert neu interpretiert hat, bis hin zu Chopins polnischer Vorgängerin Maria Szymanowska (25. Juli) und dem großartigen zeitgenössischen Stück des isländischen Komponisten Ólafur Arnalds mit der Pianistin Alice Sara Ott (9. August).

In gewisser Weise haben sie alle hierhergeführt, denn Chopin nimmt wie kein anderer das Rohmaterial einer Nocturne – eine freischwebende gesangliche Melodie in der rechten Hand, gebrochen durch eine dramatische Rhythmik in der linken – und verwandelt sie durch sein einzigartiges musikalisches Genie in vielschichtige Miniaturen. So opulent lyrisch und überschwenglich romantisch sie zunächst klingen mögen, verbergen sich darunter dennoch dunkle Tiefen. »Chopins Werke sind unter Blumen eingesenkte Kanonen«, sagte Schumann eindrucksvoll über ihn.

Sie können unter einundzwanzig dieser musikalischen Schönheiten wählen. Ich empfehle Ihnen hier eines von meinen ewigen Lieblingsstücken (eine editorische Zwangsmaßnahme), aber wenn Sie einmal seelischen Trost brauchen, sollten Sie die kompletten *Nocturnes* hören und den ganz besonderen Zauber jedes einzelnen auf sich wirken lassen.

29. November

Claudio Monteverdi (1567–1643)

L'incoronazione di Poppea (*Die Krönung der Poppea*)

»Pur ti miro« (Dich nur sehen)

Im März haben Sie Monteverdi als großartigen Komponisten von Madrigalen kennengelernt. Heute, an seinem Todestag, liefere ich Ihnen nun den Beweis, warum er eine so treibende Kraft für die Entwicklung der Oper war. Als erster Komponist erkannte er, welche dramatische und emotionale Kraft entstehen kann, wenn man Musik, Worte, Handlung und Bühnenkunst zu einem berausenden Cocktail mischt.

Das klingt für uns heute eigentlich sehr naheliegend, aber vor Monteverdi hat kein Komponist die menschlichen Sorgen und Wünsche in den Mittelpunkt des musikalischen Erlebens gestellt. Laut dem Komponisten und Autor Jan Swafford war Monteverdi der Erste, der eine Oper aus Figuren gestaltet hat, die leben, lieben und hassen.

So auch in *Die Krönung der Poppea* (1643), in der die handelnden Personen auf der Bühne ganz enorm lieben und hassen. Die Oper spielt im Jahr 62 n. Chr. Der römische Kaiser Nero ist mit Ottavia verheiratet, liebt aber Poppea, die wiederum Ottone versprochen ist. Ottone selbst wird von Drusilla geliebt. Monteverdi baut seine Oper auf historischen Ereignissen und realen Menschen auf und spinnt so aus einer moralisch zweifelhaften Geschichte eine packend dramatische Handlung, in der die ehebrecherische Poppea ihr ehrgeiziges Ziel erreicht und zur Kaiserin gekrönt wird.

Wie wir in diesem atemberaubenden Duett hören, greift Monteverdi bereits den modernen Liedern vor, denn er umgeht die in der Renaissance allgegenwärtige Polyphonie, in der alle Stimmen gleichberechtigt nebeneinanderstehen. Stattdessen lotet er die zukunftsweisende Möglichkeit aus, dass sich Worte und Gefühle viel unmittelbarer mit einer einzigen melodischen Linie über einer Begleitung ausdrücken lassen.

<i>Pur ti miro,</i>	Ich betrachte dich,
<i>Pur ti stringo,</i>	Ich umschlinge dich,
<i>Pur ti godo ...</i>	Ich besitze dich ...

30. November

James MacMillan (* 1959)
Miserere

Zur Andreasnacht, dem schottischen Nationalfeiertag, Musik von einer überragenden Persönlichkeit der britischen Kulturszene: dem in Ayrshire geborenen Sir James MacMillan.

Als gläubiger Katholik und kluger, engagierter Nutzer von sozialen Medien stellt sich MacMillan Fragen zu Spiritualität und Politik, wo viele andere auf Nummer sicher gehen würden. (Man stelle sich vor: Gott *und* Politik!) »Jimmy«, wie er sich selbst vorstellt, ist ein herrlicher Beweis dafür, dass man ein klassischer Komponist transzendenter Musik sein kann, ohne sich dafür im sprichwörtlichen Elfenbeinturm einschließen zu müssen. Als Komponist ist er im beständigen Dialog mit seinem Gott, aber er benutzt auch seinen großen Geist; er hört auf sein Herz und macht sich die Hände mit den Dingen des menschlichen Lebens schmutzig. Er ist einer von uns.

Und dann die Musik. *Die Musik*. Als ich zum ersten Mal darauf stieß, ging ich noch zur Uni und lief eines Tages zufällig an einer der College-Kapellen vorbei, aus der diese erhabenen Klänge drangen. Hypnotisiert folgte ich ihnen und stand dann vor einem Chor, der für ein Konzert am Abend probte. Von der Schönheit fasziniert, fühlte ich, wie die Musik mich umströmte, in mich eindrang, mich auf eine andere Daseinsebene hob. In dieser erhabenen spirituellen Stimmung fragte ich, als die Probe zu Ende war, was denn das gerade gewesen war. »James MacMillan«, kam als Antwort. »Sieben letzte Worte vom Kreuz.« Ich habe sofort meine Pläne für den Abend geändert, ging zum Konzert, kaufte die CD und bin seitdem süchtig danach.

Seine ausdrucksstarke, herzerreißende *Miserere*-Vertonung verneigt sich in ihrem Cantus Planus und den Harmonien vor Allegri (7. Februar), aber sie tut noch so viel mehr. MacMillan entfesselt große expressive Ausbrüche, stellt ihnen dann Momente virtueller Stille entgegen und löst schließlich alles in einer Katharsis aus reinem und exquisitem E-Dur auf.